

Leben nicht um jeden Preis verlängern

Eine persönliche Streitschrift über das Abschiednehmen und das Recht auf würdevolles Sterben

Die Autorin und Wissenschaftsjournalistin Petra Thorbrietz hat ihren Mann János vor drei Jahren an Krebs verloren. Er erkrankte plötzlich und starb innerhalb von drei Monaten. In ihrem Buch „Leben bis zum Schluss“ beschreibt sie den aussichtslosen Kampf, der Krankheit durch Kräfte zehrende und irgendwann sinnlos erscheinende Therapien noch ein paar Tage Leben abzutrotzen. Die sehr persönliche Schilderung ist ein Plädoyer für würdevolles Sterben und für einen anderen, offeneren Umgang mit dem Tod. Gleichzeitig bietet sie Anlass für Diskussionen über die Grenzen der Medizin. Wir dokumentieren einige Auszüge aus ihrem Buch.

wachsbleich, wunderschön, aber fremd, die Lippen so blau. Mit dem letzten Atemzug ist alles Leben daraus gewichen, sofort, ohne Verzug und Sentimentalität, Du bist fort. Eben warst Du noch hier. Aber ich kann meine Hand

LEBEN MIT DEM TOD
Abschied nehmen

noch in die Deine legen und zwei, drei zögerliche Sekunden lang darauf warten, dass sich ihre Finger um mich schließen. Erst dann löse ich sie, langsam, als könnte ich Dich verletzen, aus der Beugung Deiner Hand, die sich nicht rühren will, und schiebe sie rasch unter die Bettdecke. Dort ist es noch warm und riecht nach Dir, vielleicht kann Dein Bauch mich noch spüren. Er ist so vertraut und weich, so ungeschützt, so in-

Eben hat er noch mir gehört, dieser Körper. Ich lasse los. Das bist nicht mehr du

tim – ich schäme mich, als würde ich Dir etwas stehlen. Wenn jetzt jemand vom Klinikpersonal hereinkäme, wie sähe das aus? Als verginge ich mich an einem Toten. Aber eben hat er noch mir gehört, dieser Körper, eben hast Du noch darin gesteckt – auch wenn Du immer mehr davon aufzugeben schienst. Langsam, aber mit bohrender Deutlichkeit schwand die Lebendigkeit aus Deinen Extremitäten, „gemaserte, bläuliche Haut“, sagten die Schwestern, ein Zeichen, dass der Totenkampf einsetzt. Ich wollte es nicht glauben. Dann warst Du nur noch Atem, schnelles, angestrengtes Ringen um Luft, fast einen ganzen Tag lang. Nachts schlief ich erschöpft neben Dir ein, während eine Freundin über uns wachte. Eine Hand schob ich unter die Deine, sie war reglos wie die eines Toten, nur heiß vom Fieber. Und überall waren Kabel. Du warst schon fort, noch nicht ganz. gleich.

Ich schließe die Augen und spüre meine Hand auf Deiner Bauchdecke, zum letzten Mal. Deine Wärme und Deine Liebe und mich, wie ich mich nie wieder spüren werde. Durch Dich. Dann hole ich tief Luft und lasse los. Das bist nicht mehr Du. Und ich muss telefonieren. Bis heute Abend um fünf, hat der Arzt gesagt, kannst Du noch hier liegen. Dann müssen sie wissen, wer Dich abholt. Bis dahin werden sie Dich durch einen der unterirdischen Versorgungsstränge der Klinik zu irgendeinem Kühlschrankschrank fahren und hineinschieben. Es ist mir egal, es bist nicht mehr Du.

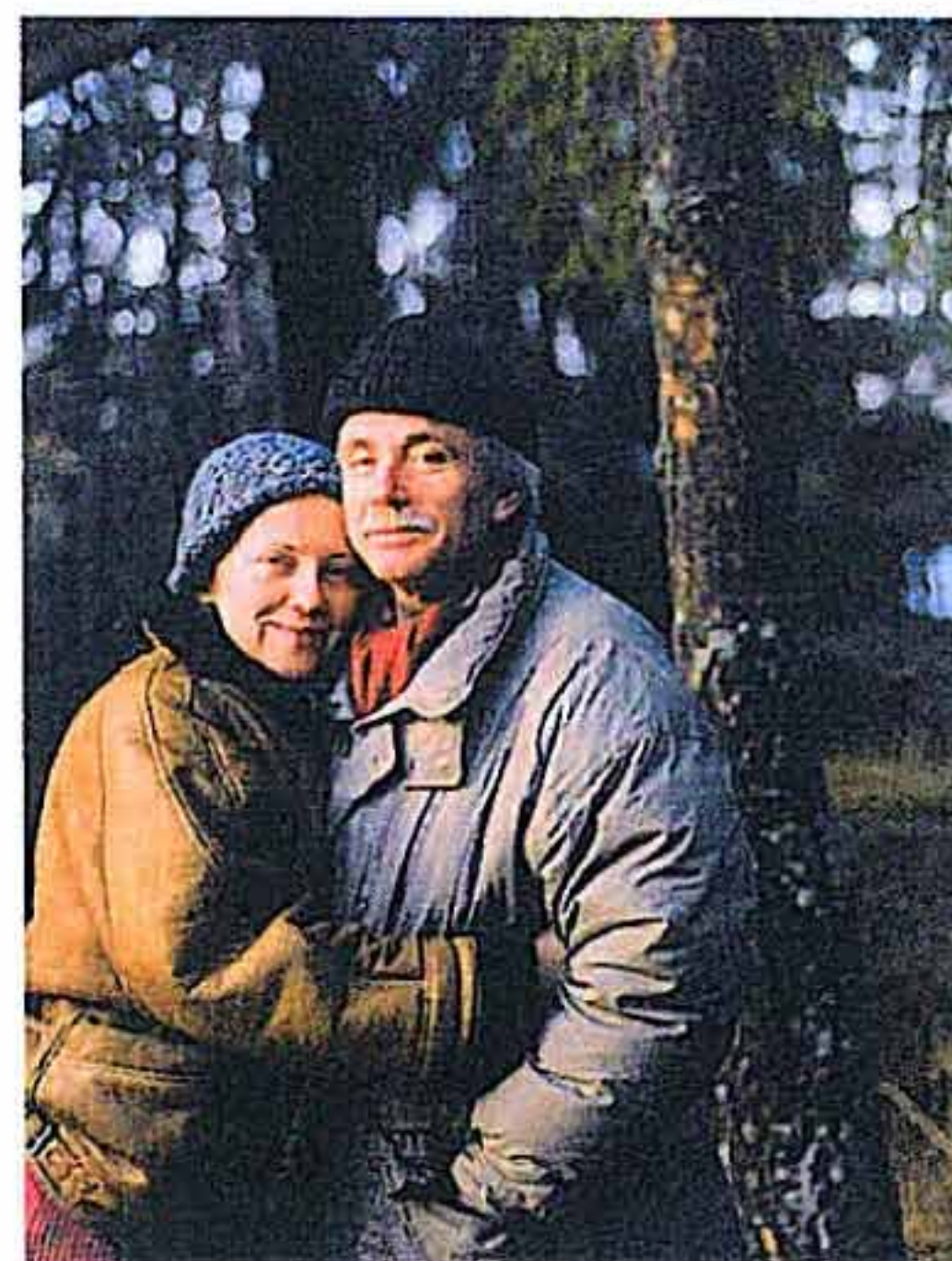
Ob ich einer Obduktion zustimmen wolle, hatte der Arzt auch gefragt – vorsichtig, als könnte Dich jetzt noch irgendwas verletzen. Sie wollten, sagte er, herausfinden, warum sie Dir so wenig helfen konnten. „Wir haben uns in mindestens drei Abteilungen um Sie bemüht, aber...“, er sieht mich voller Mitgefühl an. Vielleicht nütze es jemand anderem. Vielleicht. Du selbst hattest nicht den Hauch einer Chance gegen den Krebs. Sie sollen sie aufschneiden, denke ich, diese lächerlich anmutenden Knoten, etwas finden, was sie vielleicht einmal zerstören wird, irgendwann, für irgendwen. Mit uns hat das nichts mehr zu tun. Es ist zu spät. Es hätte zu Dir gepasst, diese klare, unsentimentale Entscheidung, die Fürsorge für andere: Ja, ich bin einverstanden. Ich will nur noch nach Hause, uns suchen. Ohne Deinen Körper. (...)

Sinnfragen

Muss Hoffnung Sinn machen? Ist sie nicht stärker als die Logik? Oder macht sie sich lächerlich, wenn der Verstand gegen sie spricht? „Manchmal ist es besser, die Hoffnung aufzugeben“, sagte der junge Palliativarzt fast tadelnd, als János kurz vor seinem Tod schon in einer Schlafnarkose lag und immer noch nicht sterben wollte. „Ich denke, Glaube kann Berge versetzen“, erwiderte ich trotzig und war verletzt. „Nur im

Fernsehen“, antwortete er traurig. „Wir sehen hier ganz andere Dinge.“ War es falsch zu hoffen? Auf Heilung, auf Zeit, auf Linderung? „Wenn die Chemotherapie greift, dann werden auch die Schmerzen weniger“, hatten die Onkologen versprochen, wie immer in Eile. Nachzufragen wäre schwer gewesen. Aber wollte ich das überhaupt? Ich glaubte den Worten, weil ich ihnen glauben wollte. Erst später lernte ich, dass die giftigen Infusionen nur schwach auf Tumorzellen im Inneren der Knochen wirken. Wenn sie János stattdessen bestrahlt hätten – das hätte die Schmerzen vermutlich reduziert. Aber die Radioaktivität hätte seinem Leben auch ein kalkulierbares Ende gesetzt. Wollten sie seine letzten Chancen nicht verspielen, mehr Zeit gewinnen mit den Chemotherapien? Oder haben sie es lieber einfach laufen lassen, weil sie mit uns nicht über das Ende reden wollten? Wie hätte er reagiert, wenn man ihn gefragt hätte: Möchten Sie lieber bald sterben, aber sanft und ohne Schmerzen? Oder wollen Sie kämpfen, für den Bruchteil einer Chance und zu einem hohen Preis?

Sie haben János nicht vor die Alternative gestellt. Und ich wollte sie gar nicht erst kennenlernen. „Akzeptier doch, dass er sterben wird“, sagte Heidi, eine



Glückliche Zeiten: Petra Thorbrietz und ihr Ehemann János Pászory

BILD: PRIVAT

enge Freundin. „Quäl ihn nicht mit irgendwelchen Therapien, sondern macht Euch noch eine schöne Zeit.“ Unsere Freunde schwiegen längst betreten, wenn wir kämpferisch über weitere Chemotherapien sprachen. Die Ärzte blickten mitleidig-nervös, als wir fragten, ob Vitamininfusionen sich mit den Medikamenten verträgen. Und die Nachbarn sagten so Sätze wie „Die Hoffnung stirbt zuletzt“. (...)

Einander loslassen

Jahre, bevor Du krank wurdest, fragte ich einmal: „Und wenn ein Krieg kommt und wir alle sterben müssen?“ Du hast gelächelt und meine Hand genommen. „Wenn das so wäre, dass wir jetzt sterben müssten, in diesem Moment – dann würden wir uns ganz fest umarmen und halten und uns liebhaben, und dann wäre es gar nicht schlimm.“

Doch als die Schmerzen von Dir Besitz ergriffen, taten Dir meine Berührungen weh. Du konntest mich zum Einschlafen nicht mehr an Dich ziehen, und ich wanderte nachts mit meiner Bettdecke in Dein Zimmer ans andere Ende des Flures. Dort lag ich dann auf dem Sofa bis in die Morgenstunden und lauschte Deinem Stöhnen, das Du nun nicht mehr unterdrücken musstest. Als Du dann starbst, habe ich versucht, Dich in den Arm zu

nehmen. Ungeschickt, die Kabel mit irgendwelchen Therapien eingeklemmt, an Deinen Schultern gezogen. Dich gehalten, als Du nach Luft gerungen hast, und erschrocken gleich wieder losgelassen. Die Sterbenden brauchen Platz, hatten die Schwestern gesagt, man muss ihnen Raum lassen. Aber ich konnte Dich doch so nicht gehen lassen, alleine. Zerrte erneut an Dir, ohne eine Reaktion zu erhalten, küsste Dich, verzweifelt, und fand mich aufdringlich dabei. Aber als sich meine Lippen von Deinen lösten, vorsichtig, zögernd, hast Du einen tiefen Seufzer getan und warst still. Warst tot. Dafür hasse ich den Krebs am meisten. Dass er uns zwingen konnte, einander loszulassen.

LITERATUR

Leben bis zum Schluss. Abschiednehmen und würdevolles Sterben – eine persönliche Streitschrift.

Petra Thorbrietz, 176 Seiten, Zabert Sandmann 2007, 16,95 Euro



BILD: MAX GRÖNERT